Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 47 (1967-1968)
Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER

WERNER ZEMP

Im *Atlantis Verlag* Zürich ist 1967 ein Band erschienen, den man als eine Art Gesamtausgabe von Werner Zemp ansehen darf. *Emil Staiger* hat ihm ein präzis wegweisendes Vorwort vorausgeschickt, das uns den Standpunkt zeigt, auf welchem Zemp gelebt (oder nicht gelebt) und gedichtet hat. Der Band ist betitelt: *Werner Zemp, das lyrische Werk, Aufsätze, Briefe.* Als Herausgeberin zeichnet *Verena Haefeli;* gleichzeitig mit der Textausgabe hat sie, ebenfalls im Atlantis Verlag, eine umfassende Interpretation des Dichters veröffentlicht, von welcher in dieser Zeitschrift Auszüge abgedruckt worden sind[1]. Sie trägt den Titel: *Werner Zemp, Das Problem einer deutschen «poésie pure».*

Und so wäre denn mit diesen zwei Büchern, vorab mit dem Textband selbst, eine Dichtergestalt der Vergessenheit entrissen, die sich füglich neben einem Robert Walser oder Albin Zollinger zeigen darf und die sich, gerade in ihrer Abseitigkeit, nicht mehr wegdenken läßt aus der neueren Schweizer Dichtung. Zwar hat ja Zemp nur etwa hundert Seiten Gedichte geschrieben, die man als sein gültiges Werk ansprechen kann. Aber in solchen Dingen entscheidet nicht der äußere Umfang, sondern der Gehalt und die stilistische Stimmigkeit. Werner Zemps Gedichte haben sich aus einer so ausgeprägten und unverwechselbaren Haltung herauskristallisiert, daß sie, als literarhistorisches Phänomen, auch dann noch von Interesse wären, wenn sie uns persönlich gar nichts mehr sagten. Aber so weit ist's denn doch noch nicht! Ich möchte hier gleich ein paar Gedichte mit Namen nennen, die es verdienen, zum «ewigen Vorrat» der deutschen Poesie gezählt zu werden: «Pallas Athene spricht», «Tristan», «Ach, allzu tief schlief ich in deinem Haus», «Nach dem Regen», «Die Karrenspur», «Der tote Reiher», «Aganippe», «Vorösterliche Landschaft» und das erste Gedicht der «Späten Epiphanie». — Die literarischen Aufsätze Zemps fallen demgegenüber ab. Nicht aber die Briefe, die hier erstmals vorgelegt werden. Zumal in ihrem ersten Drittel sind sie von einer erfrischenden Unmittelbarkeit und beschwören das literarische Zürich um 1930 lebendig herauf.

Und so sagen wir denjenigen Dank, die das Verdienst dieser Ausgabe für sich beanspruchen dürfen: zunächst dem Spiritus rector, Emil Staiger; dann Verena Haefeli, der Herausgeberin und Interpretin; dem Atlantis Verlag; der Stiftung Pro Helvetia; der Regierung des Kantons Zürich und dem Stadtrat von Zürich.

*

Werner Zemp hatte seine schöpferische Phase in seinen Münchner und Zürcher Studienjahren, etwa von 1928 bis 1933; und so liest man denn auch am liebsten die Briefe aus dieser Zeit, die einen lebendig bewegen, während die späteren Briefe allzuoft zu literarischen Causerien entarten und mit stereotypen Formeln durchsetzt sind. Im ganzen behält die Literatur vor dem Leben den Vorrang. Das gilt sogar für die Briefe aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs; nur wenn Zemp aus dem Militärdienst schreibt, so steht er, notgedrungen, mit der Härte der Zeit in Berührung. Im übrigen vermeidet er alles, was ihn aus seiner ästhetisch-literarischen Welt verscheuchen könnte.

Ich möchte im folgenden von dem Brief ausgehen, den Werner Zemp am 22. Juli 1929 an Ernst Altherr geschrieben hat. Da steht unter anderem:

«Ich genieße die Ferien auf meine Weise, lese wieder einmal Homer und Shakespeare — ohne jede germanistische Hinterabsicht — und brüte allerhand Eier

aus. Außer mit der Familie verkehre ich mit fast keinem Menschen, ja, lebe fast tausend Klafter unter dem Wasserspiegel der ‹Wirklichkeit›. Gewöhnlich sitze ich am schwarzen Marmortisch oben im Garten, mitten im leisen grünen Laub, vor mir die funkelnd-blauen Rittersporn-blumen.

Nachts nehme ich eine kleine Laterne mit (bisweilen auch eine Flasche Wein) und freue mich an der fast unbeweglichen Kerzenflamme, die ein kleines Stück phantastischer Welt aus der großen Nacht herausschneidet...

Unter meinem ‹Geheimnis› stellst Du Dir wahrscheinlich zu viel vor; in Wahrheit ist es ein unseliges; ich schrieb nur nichts davon, weil ich mich schämte.

Ich bin froh, daß ich Ferien habe; denn jetzt komme ich endlich wieder zu mir selbst und kann mich wieder ‹ins Rechte denken›.

Mir hilft dabei alle Philosophie der Welt nichts, das sehe ich immer deutlicher ein; einzig, wenn es mir gelingt, etwas zu formen, bekomme ich Ruhe. Ob aber das ‹Geformte› — außerhalb seiner Erlösungsmission bei mir selbst — irgend einen objektiven Wert hat, bezweifle ich sehr.»

Haben wir nicht in diesen wenigen Sätzen den ganzen Zemp?

*

«Fast tausend Klafter unter dem Wasserspiegel der ‹Wirklichkeit›»: diese Wendung gilt es festzuhalten. Sie kehrt fast wörtlich wieder in dem strahlenden Eingangsgedicht: «Pallas Athene spricht.» Der Dichter hat mit der äußeren Welt seine liebe Mühe. Ja, er verschmäht, er verachtet sie gar als eine inkommensurable, plebejische Einrichtung; eine unüberwindliche Abneigung trennt ihn von diesem «Vielzuvielen»[2], von diesem «Getriebe»[3], von diesen «Basaren»[4] der Wirklichkeit. So haust er denn, fast ohne menschlichen Umgang, in seiner Klause drin, wie Hieronymus; und den Löwen, den er bei sich hat, tauft er auf den Namen «Ego»[5]. Höfliche Briefkontakte zieht er persönlichen Kontakten vor. Schlicht gesagt: er ist nur mit sich selber beschäftigt. Er hat in der Außenwelt keine Ziele gefunden, für die er sich einsetzen möchte:

Abgewandt das Haupt vom Spiele
Starr ich in den vollen Tag,
Ach, daß dieses Vielzuviele
Keine Ziele bieten mag![6]

«Wenn man wüßte, was man eigentlich will!» seufzt er einmal auf in einem anderen Brief[7]. Voraus geht der Satz: «Draußen regnet es; es ist als ob alle Milde und Stille des Nachsommers plötzlich ausgelöscht würde, furchtbar sind die Herbstzeitlosen, furchtbar der Gedanke an Zentralheizung, an Seminar, Wintersemester, Wissenschaft.» Der rundum fallende Regen ist der Wassertiefe verwandt, in der er zu leben vermeint, abgeschieden vom lebendigen Treiben der andern, einsam wie ein Triton.

Die Distanz des Ichs von der Welt hat zunächst etwas Herrisches, wie bei Stefan George, dem er als Lyriker tief verpflichtet ist und den er mitunter seinen «Meister» nennt. In diesem Stil beginnen die «Abend-Terzinen»:

Wir, wahrlich, dürfen tun, wie's
Herrschern ziemt,
Und über Stadt und Schutt ins Ferne
deuten,
Wo unser stolz bewahrtes Reich
verglimmt.

«Stadt» und «Schutt» sind hier, scheint mir, synonym verwendet; nichts Wirkliches reicht an die Würde der aristokratischen Seele heran; nur die ungreifbarste Ferne ist dieser Würde würdig.

Aber Werner Zemp ist denn doch zu sehr Schweizer, als daß er auf die Dauer in dieser Herrscher-Pose verharren könnte. Er hat ein richtiges Gefühl für das Nicht-Ich, für all das, was uns von außen entgegensteht. Und so kann er sich, bei aller Wahlverwandtschaft, auch nicht für immer in die egozentrischen Traumseligkeiten des jungen Hofmannsthal verlieren. Die Welt

klopft leise an seine Klause und meldet ihre Präsenz an. Besorgte Freunde möchten ihn herauslocken aus seiner Einsamkeit[8]. Aber Zemp ist außerstande, die Türe zu öffnen; er kann den Löwen Ego nicht entlassen; er bleibt in der Klause drin. Und während die Distanz sich gleich bleibt oder im Lauf der Jahre noch zunimmt — verwandelt sich die Hochgestimmtheit seiner Jugend in den späteren Jahren in einen stetig nagenden Schmerz.

Die Gedichtsammlung hat eine Abteilung «Masken» und eine Abteilung «Lieder». Die «Masken» sind mythologische Figuren, in die er sich selber hineinversteckt. Es wundert uns nicht mehr, daß unter ihnen der Triton erscheint, der in der Wassertiefe haust und «Form um Form» hervorbringt «aus dem Gestöhn / Des eigenen Leids, des stets verhohlenen»[9]. Prachtvoll sind die jambischen Trimeter dieses Triton-Zyklus, von einer Schönheit, die an Goethes Helena-Tragödie erinnert und dennoch «Lautlos zu Erz erstarrt, rundum gehämmertem»[10]. Der Distanziertheit der menschlichen Haltung entspricht diejenige des Stils. Wirklich, es kommt einem nichts entgegen; Werner Zemps Gedichte sind sich selber genug; abgerückt und kühl wie Kristalle sind sie.

Aber besinnen wir uns auf den Brief zurück, von dem wir ausgegangen sind. Lesend sitzt der Dichter «am schwarzen Marmortisch oben im Garten, mitten im leisen grünen Laub», vor den «funkelndblauen Rittersspornblumen». Diese Rittersporne kehren wieder in jenem Lied, das beginnt mit der Zeile: «Woher der Morgenglanz?» Es ist eines der seltenen Gedichte, das eine morgendliche Verzauberung antönt, die leise Hoffnung auf einen Neubeginn, auf einen Sieg des Lebens über die Abgeschiedenheit und den Gram. Das schönste Beispiel dafür ist die erste Strophe der «Vorösterlichen Landschaft». Ein solcher Aufschwung bleibt aber die Ausnahme; typischer als ein Sommermorgen mit seinen Rittersspornen bleibt ein Herbst- oder Winterabend, am typischsten aber das einsame Sitzen und Sinnen in der Nacht. Und wiederum für die Nacht bezeichnend ist die Flasche Wein, die gleichsam die Gegenwart der Freunde ersetzt, und die Laterne mit der Kerzenflamme, die Zemp an das offene Fenster stellt.

Hier sind wir nun mitten in der Problematik der «Lieder» drin, deren erstes die brennende Kerze und den darum kreisenden Nachtfalter besingt. Trotz aller Sehnsucht nach «Welt» scheint doch die Einsamkeit der angemessenste Zustand zu sein. Aber gerade aus dieser Einsamkeit taucht nun die Erinnerung an die Geliebte herauf. Sie wäre, von dem «Vielzuvielen» da draußen, das schönste Du, das zu seinem Ich durchfinden könnte. Aber gerade dieses eine Du scheint der Dichter gekränkt, verschmäht und verraten zu haben. Unaufhörlich kreisen die «Lieder» um dieses Thema, wie der Nachtfalter um die Flamme. Das ist auch das «unselige Geheimnis», von dem der Brief an Ernst Altherr spricht. Verena Haefeli hat es so formuliert: «Mit zweiundzwanzig Jahren lernte Zemp die Frau kennen, die fortan bald näher, bald ferner sein Leben begleitete. Nach siebzehn Jahren wurde die Ehe geschlossen, die noch dreizehn Jahre währte bis zum Tod des Dichters[11].» Siebzehn Jahre lang hat sich der Löwe Ego gesträubt, das beharrliche, freundliche Du in die Klause einzulassen. Dieses zermürbende Auf und Ab nennt Zemp einmal das Drehen «an der wohlbekannten Schraube mit dem ewigen Umlauf»[12].

Die «Lieder» besingen diese Liebe als eine verlorene und schwelgen in einer wohllautenden Melancholie, zuweilen in Wehleidigkeit; es wird des öftern geweint, vom Liebenden sowohl als von der Geliebten. Fest steht das Schuldgefühl, das der Dichter mit sich trägt. In der «Karrenspur» kehrt es wieder in den Symbolen des Kains-Antlitzes und Blutes; in der «Elegie» erscheint er sich gar als Brunnenvergifter:

Leise und glühend schritt
Der Sommer an mir vorbei.
Nichts, was ängstet noch lockt —
Verlassen träumt der Garten im weissen
Tag.

Einsamer bin ich, als je ich gedacht,
Unter tausend Masken ein Fremdling.
O und auch du schon
Wendest weinend das schöne Haupt.

Wo blinkt ein Reines, das nicht wie
Vorwurf blickt?
Und wo der Brunnen, drein ich nicht
Gift gesenkt?
Bald naht der Abend, und durchs
Laubgefächer
Glänzest auch du mir, schwärzlich
gerahmt, trüber Mond!

Der edle, wahrhaft elegische Ton solcher Verse erinnert an Nietzsche, an C. F. Meyer, Platen, Hölderlin, Klopstock — und er erweist sich, so scheint mir, der Ahnen würdig. Freilich mag man auch da und dort an Baudelaire, Mallarmé oder Valéry erinnert werden; Zemp war, als leidenschaftlicher Leser, mit all dieser Lyrik vertraut. Aber er bleibt denn doch ein schwerblütiger Alemanne, trotz aller romanischen Formenstrenge!

*

Früh hat er zu dichten begonnen und ist immerhin dreiundfünfzig geworden. Er lebte ganz seiner Kunst, alles andere war Nebensache. Davon redet der Schluß des oben zitierten Briefes, und deutlicher noch ein Brief an Erwin Sutz vom 6. November 1942: «Die ‹Ballade des äußeren Lebens› nehme ich nicht halb so wichtig, wie ich vielleicht sollte, da mir — immer noch und unverbesserlicherweise! — als Siegerhügel eine Art Munsalväsche vorschwebt, den ich halb Parzifal, halb Don Quixote, ebenso zäh wie heimlich umreite. *Im Grunde gilt mein ganzes Streben nur dem seltensten Wort-Gebilde: dem Kleinod.*» Und so formt er denn, wie sein «Töpfer», sehr langsam Krug um Krug aus und mustert und prüft in einem fort seine Habe. Zemp ist einer der Nur-Dichter deutscher Sprache. Zwar fehlt ihm die mythische Gewalt eines Hölderlin, die mystische Magie eines Rilke; ihm fehlt, trotz allem, Georges herrisches Selbstbewußtsein. Was ihm aber eignet, ist eine unbestechliche Sachlichkeit und Treue, ein Beharrungsvermögen, das wir, ohne Selbstlob, als schweizerisch bezeichnen dürfen. Er läßt in seine Briefe öfters mundartliche Ausdrücke einfließen, und sogar in den hochstilisierten Gedichten treten mitunter noch Helvetismen auf: «ohne Wank» (S. 59), «hier dräut der Lug» (S. 64), «die Frucht gemäht» (S. 84), «ein blauer Tupf» (S. 100). Mag er in seinen «Masken» manchmal auch den Rausch und die Ekstase besingen — er selber, als schaffender Künstler, bleibt nüchtern und kritisch.

Seine Göttin, die ihn ausharren läßt, ist Athene, die Göttin der Kunst. Sie, «das nie beseßne Kind der Ferne», blickt abgerückt und kühl wie der von Zemp so geliebte Tagmond auf das irdische Getriebe herab. Am Anfang seiner Laufbahn erscheint sie ihm glänzend und vielversprechend; nichts Geringeres als die Unsterblichkeit ist es, die er sich von ihr verspricht. Vor seinem Tode im Jahre 1959 aber erscheint sie ihm noch einmal, zur Statue erstarrt und blind, von schwirrenden Schwalben zum letztenmal angekündigt. Sie erkennt die Welt nicht mehr, und die Welt kann sich nicht mehr in ihr erkennen. Ergeifend ist die Resignation dieser letzten Verse:

Der Trank vertan. Unsterblichkeit
versäumt.
Die Göttin wurde Stein: so zeigt der
Stein sie.
Die Völker, die sie liebte, sind nicht
mehr.
Mag wütendes Geschmeiß gen Himmel
stieben,
Die Flur veröden, mag der Erdball
bersten —
Du siehst es nicht.
Und sprangst doch auf bei eines Rosses
Schnauben
Und wittertest der fernsten Lanze Blitz
Und flogst voran, wenn die Trompete
schrie![13]

Raketenfahrt, Industrialisierung, Atomkatastrophe — das Lauteste ist nicht mehr laut genug, um Athene aus ihrem steinernen Schlaf zu schrecken. Bedeutet das die Un-

möglichkeit der Kunst in unserer Zeit? Oder bedeutet der Tod Athenes etwas völlig anderes?

Werner Zemp hatte seine Bahn angetreten unter der Ägide der Pallas. Er hoffte, von seiner Göttin über die Angst des Irdischen emporgehoben zu werden. Aber die Wirklichkeit ließ sich nicht überlisten. Göttinnen pflegen ihre Lieblinge nicht mehr, wie in homerischer Zeit, dem Getümmel zu entrücken. Wer den «Geist» in sich fühlt, gehört nichtsdestoweniger der «Welt» an.

Weil sich aber Zemp zu diesem Weltlich-Sein nicht verstehen konnte; weil er es als Verrat an seinem Kleinod, dem Gedicht, empfunden hätte; weil das Ich seine selbstgeschaffene Vereinsamung nicht zu sprengen imstande war: darum wurde er zuletzt auch an seiner Göttin irre. Vielleicht meinte er wirklich, es gebe in dieser betriebsamen Welt keine Möglichkeit mehr für die Kunst. Wir aber, als Außenstehende, die wir den unheilbaren Zwiespalt, in dem er sich befand, nicht ohne Bewegung mitansehn — wir sind geneigt, eine andere Folgerung zu ziehen.

Nicht die Kunst ist tot. Wohl aber verurteilt sich eine Kunst zwangsläufig zum Tod, wenn sie sich als Gegensatz zum Leben versteht. Es gibt keine Kunst jenseits des Lebens. Werner Zemps Gedichte zeugen in ihrer formalen Strenge, in ihrem edlen Duktus, in ihrer verhaltenen Musikalität von hoher und höchster Meisterschaft. Aber es sind, so möchte ich sagen, Vollendungen nach rückwärts. Die hieratische und aristokratische Haltung, die der Dichter durchhielt, war nicht mehr von unserer Zeit. Um so ergreifender ist es, seine Gedichte zu lesen und wiederzulesen.

Arthur Häny

[1] Mai 1966. [2] Zemp S. 15. [3] S. 22. [4] S. 38. [5] S. 287. [6] S. 15. [7] S. 265. [8] Zumal Emil Staiger! Vgl. S. 322. [9] S. 25. [10] S. 28. [11] Verena Haefeli, S. 189. [12] S. 343. [13] S. 117.

IM BLICK AUF DIE «FRANKFURTER GELEHRTEN ANZEIGEN»

Die Literaturgeschichte läßt geläutert und geordnet erscheinen, was einmal trüb, verworren und kaum durchschaubar war. Das Auf und Ab der literarischen Moden, der unmerkliche oder auch schockierende Wandel des Zeitgeistes stellen sich aus der Distanz und im Lichte kritischer Analyse übersichtlich dar. Es treten Perspektiven hervor, die der Zeitgenosse nicht zu erkennen vermochte. Das aber ist der Grund, warum jeder Vergleich einer historischen Epoche mit derjenigen unserer Gegenwart unmöglich ist: Ungleiches nicht nur im Hinblick auf den Stil oder die Funktion der sprachlichen Kunstwerke wird da verglichen, sondern immer auch das Gesichtete und Geklärte mit dem Ungeklärten, Verwirrenden, — das Ergebnis mit dem Experiment. Ein sinnvoller Vergleich wäre allenfalls möglich, wenn wir die Vergangenheit nicht filtriert, sondern ebenso trüb und unübersichtlich vor uns hätten wie die Menschen, denen sie Gegenwart bedeutete.

Bietet der Blick in Literaturzeitschriften, gleichsam die Wiederbelebung längst entschiedener Fehden, hier vielleicht eine Chance? Berühmt ist der Fall der «Frankfurter Gelehrten Anzeigen» des Jahrgangs 1772 insbesondere, weil in ihm unter der Schriftleitung von Johann Heinrich Merck eine Gruppe von Dichtern und Literaten als Rezensenten tätig war, die Anstoß erregte, das Gespräch belebte und neuen Ideen zum Durchbruch verhalf. Neben Merck selbst waren es Herder, Schlosser, Goethe und andere, die einen frischen, genialischen Ton der Kritik anschlugen und damit selbstverständlich sofort auf Widerstand stießen. Widerstand

bei wem? Da hieß es etwa, die «Frankfurter Gelehrten Anzeigen» seien parteiisch, seien unbillig und hart gegen verdiente Männer, richteten Angriffe gegen Grundlehren der christlichen Religion. Julie von Bondeli schrieb an Leonhard Usteri am 11. Januar 1773, Lavater habe den kritischen Heißspornen in einem Brief an Leuchsenring vorgeworfen, «que les journalistes de Francfort étaient les suppôts de l'antéchrist...». Mit andren Worten: die Negationen, die vernichtenden Schläge, einfach alles, was im Rahmen ihrer kritischen Tätigkeit notwendige Destruktion war, wurde den engagierten Rezensenten vorgerechnet. Wo bleibt, so hört man die grämlichen Betroffenen durch die Jahrhunderte herauf fragen, das Positive?

Und merkwürdig genug: wir sind nicht verlegen, dieses Positive aufzuzeigen, seine Wirkung, seine geniale Vorwegnahme künftiger Entwicklungen. Nur eben die zeitgenössischen Leser, die kulturell und literarisch interessierten Gebildeten, reagierten anders und nahmen Anstoß.

Eine bewundernswürdige, umfassend dokumentierte und mit einem vorzüglichen kritischen Apparat versehene wissenschaftliche Arbeit von *Hermann Bräuning-Oktavio*, der Band *Herausgeber und Mitarbeiter der Frankfurter Gelehrten Anzeigen 1772* aus der Schriftenreihe des Freien Deutschen Hochstifts, gewährt uns Einblick in die kritischen Duelle jener Zeit[1]. Der Verfasser gibt einen Überblick über die Entstehungsgeschichte des Blattes, zeichnet die politischen und geistigen Mächte in Hessen-Darmstadt und wendet sich dann einer sorgfältigen Charakterisierung der einzelnen Mitarbeiter des Jahrgangs 1772 zu. Die Hauptideen und die Methoden der streitbaren Kritiker werden gründlich untersucht. Übersichten und Register erleichtern es dem Benützer des Werks, die journalistische und literaturkritische Leistung Mercks und seiner Mitarbeiter im vollen Umfang zu erkennen.

Zwar lag der Stein des Anstoßes nicht in den literarischen, sondern in den theologischen Rezensionen der «Frankfurter Gelehrten Anzeigen»; aber der Geist der Freiheit, der Triumph des Individuums über verknöcherte Institutionen und engbrüstige Dogmatik, waren beiden Sparten gemeinsam. Merck war es, der zum Beispiel Klopstock als den «Schöpfer unserer Dichtung, der Seelensprache, des vaterländischen Genius» feierte, und um die «Seelensprache» ging es offensichtlich auch den theologischen Kritikern, die sie den dürren Worten der Orthodoxen vom Schlage eines Pastor Goeze entgegenhielten. Im Streit über die Behandlung, die dieses gelehrten Mannes Schriften in den «Frankfurter Gelehrten Anzeigen» erfuhren, kam es gar zu einem Vorbot der Zeitung. Aber auch wenn wir unser Interesse auf die literarische Kritik vor allem richten, erkennen wir ehemalige Steine des Anstoßes, nämlich Angriffe auf den starren höfischen Regelkodex in Leben, Kunst und Wissenschaft, wie Heinz Stolpe, ein Herderforscher, es ausdrückt. Der Bildersturm bestimmt den Ton. «Wir Polizeibediente des Literaturgerichts», so Goethe in seiner Rezension eines Buches des Lehrers Schummel aus Magdeburg, «sprechen anders, und lassen den Herrn Präceptor noch eine Weile beim Leben. Aber, ins neue Arbeitshaus muß er, wo alle unnütze und schwatzende Schriftsteller morgenländische Radices raspeln, Varianten auslesen, Urkunden schaben, tironische Noten sortieren, Register zuschneiden und andre dergleichen nützliche Handarbeiten mehr tun.»

Die burschikose, übermütige und spöttische Art, in der hier formuliert und kritisiert wird, ist charakteristisch. Die Respektlosigkeit ist erklärtes Programm; würden gestrenge Richter darin nicht den Stil des Sensations- und Revolverjournalisten erkennen? Bräuning-Oktavio stellt ganze Reihen von Sätzen und Wendungen zusammen, die insgesamt die Diagnose schon vom Stil her bestätigen: gegen etablierte Mächte des literarischen Lebens wird hier eine vergnügliche Treibjagd veranstaltet. Das mußte wohl als destruktiv empfunden werden, vielleicht nicht einmal nur von den Opfern allein. Schlosser hat in einem Brief an Lavater einmal den

Ton verteidigt, den dieser väterlich-ernst beanstandet hatte: «Die Überschwemmung von elenden Schmierereien, worin wir bald ersaufen müssen, haben wir bloß dem übertriebenen Respect zu danken, den wir für Autoren als Autoren haben. Jeder glaubt, er sei ein Geschöpf höherer Art, wenn er ein Buch geschrieben hat, und kann man den Menschen diesen Wahn benehmen, so werden hunderte aus ihrer Studierstube herausgehen, um anstatt dummes Zeug in die Welt zu schreiben, ihre Weiber und Kinder glücklich zu machen, ihren Freunden und dem Staat zu dienen und in Wahrheit als Mensch zu leben suchen.»

Aber die Frage nach dem Positiven ist gestellt worden. Es ist zu suchen in der erwähnten Klopstock-Rezension Mercks, die mit Begeisterung hinweist auf die wildströmende Elementarkraft des Genius. Es ist zu finden in der Rehabilitation der Empfindung und in dem, was Goethe in einer seiner Rezensionen «das Anschauende in der Einbildungskraft» des Dichters nennt. Eine neue Realität, vornehmlich ein ganz neues Verhältnis zur schaffenden Natur, bricht sich in den Kritiken der «Frankfurter Gelehrten Anzeigen» des Jahrgangs 1772 Bahn. Der Verfasser des umfangreichen Werkes über die Herausgeber und Mitarbeiter des Blattes geht unermüdlich und mit stupender Sachkenntnis den Spuren nach, auf denen dieser Durchbruch in der Betrachtung der europäischen Literaturen, in der Diskussion um Staat und Politik, in Philosophie, Theologie und Erziehung sich vollzogen hat.

Aber bestand denn das Recht der jungen Heißsporne nur darin, daß die Geschichte bestätigte, was sie vertraten? Und wird man die Tadler nicht begreifen, die den «cavalierischen Witzton» (Lavater) beanstandeten und sich gegen den Anspruch der Frankfurter Kritiker auflehnten, «nul n'aura de l'esprit que nous et nos amis» (Iselin)? Beide, so meine ich, vertraten ein gutes Recht. Die einen strebten nach Veränderung, nach Überwindung erstarrter Positionen und Lehren, die andern nach Vermittlung und Gerechtigkeit. Bräuning-Oktavio untersucht in einem großen Kapitel «Stilkritik» den Stil der Rezensionen in den «Frankfurter Gelehrten Anzeigen», wobei es natürlich vor allem darum geht, die Autoren der anonymen Beiträge auf diesem Wege zu ermitteln. Aber was — gleichsam als Nebenprodukt — bei dieser Stiluntersuchung herausspringt, das sind Merkmale einer auflüpfischen, oppositionellen Sprache. Das Neue bricht sich nicht in abgeklärten Formen Bahn. Eben darum empfinden es konservative Geister als destruktiv. Der alte Goethe sagte 1824, als er auf seine kritischen «Jugendsünden» zurückblickte, über die «wilden, flüchtigen und aufgeregten» Rezensionen, die 1772 in den «Frankfurter Gelehrten Anzeigen» erschienen waren: «Es ist auch in ihnen so wenig ein Eingehen in die Gegenstände, als ein gegebener, in der Literatur begründeter Standpunkt, von wo aus diese wären zu betrachten gewesen, sondern alles beruhet durchaus auf persönlichen Ansichten und Gefühlen.» Aber da war er, einst der Wortführer kühner Bilderstürmer, selber eine etablierte Macht auf dem Parnaß geworden.

Anton Krättli

[1] Hermann Bräuning-Oktavio, Herausgeber und Mitarbeiter der Frankfurter Gelehrten Anzeigen 1772. Band 20 der Reihe der Schriften des Freien Deutschen Hochstifts, Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1966.

Gottfried Keller läßt den sterbenden Poeten sagen:

«Werft jenen Wust verblichner Schrift
ins Feuer,
Der Staub der Werkstatt mag zu
Grunde gehn!
Im Reich der Kunst, wo Raum und
Licht so teuer,
Soll nicht der Schutt dem Werk im
Wege stehn!»

Das Urteil über das, was der strenge Dichter Staub und Schutt nennt, ist nicht in jedem Fall das unsrige. Die Pietät gegenüber dem ungewöhnlich bedeutenden Menschen macht uns Skizzen und Entwürfe teuer. Es ist das Interesse für den hinter dem Werk Stehenden, für seine Arbeitsweise, für die freilich im letzten immer noch geheimnisvolle schöpferische Kraft, für sein Ringen um die endgültige Form. Wir sind überzeugt, daß der schöpferische Mensch selber noch reicher, aber auch problematischer ist als jedes seiner Werke und deren Gesamtheit. Die mit fliegender Hand hingeworfene und durchkorrigierte Erstfassung eines Gedichtes kann uns ungleich wertvoller und aufschlußreicher sein als der saubere Druck auf handgeschöpftem Bütten. Aber ähnlich empfinden wir vor der Erstfassung eines uns bekannten Werkes, auch wenn sie uns reichlich hundert Jahre nach der Niederschrift in schönem Bande vorgelegt wird. Nicht daß wir das Werk in der Form, in der es nach dem Willen des Autors der Welt übergeben werden sollte, hinter den Entwurf stellen möchten! Im Gegenteil! Seine Vorzüge treten in mancher Hinsicht erst recht zutage, wenn wir nun Einsicht nehmen in den frühsten Entwurf. Aber es liegt über solchen Entwürfen zuweilen ein Glanz und eine Frische, die ihren eigenen Wert haben und selbst neben dem vollendeten Werk bestehen.

Das empfindet man stets neu beim Lesen der Ergänzungsbände der schönen Gotthelf-Ausgabe, die bei Rentsch in Erlenbach-Zürich herausgekommen ist; gerade auch bei dem von Werner Juker bearbeiteten Ergänzungsband politischer und sozialer Schriften[1].

Voran stehen die «Gedanken eines Einsamen», der Entwurf zur «Armennot». Gotthelf bezeugt, daß er die «Gedanken» nach monatelangem Zögern einfach «aufs Papier geschmissen» habe, sich «einer spätern Ausarbeitung tröstend». In der Tat strömen hier die Gedanken und Bilder wie Sturzfluten. Immer aber stoßen wir auf Abschnitte und Formulierungen, die sich uns beim Lesen der «Armennot» unvergeßlich einprägten. Aber die «Armennot» ist weit mehr als die Reinschrift und Glättung des genialen und stürmisch hingeworfenen Konzepts. Gotthelf schreibt sich selber nicht einfach ab. Er stellt um, er ordnet, reinigt, streicht, ergänzt, weitet aus. Es ist für die Kenntnis des Schriftstellers aufschlußreich, wie er dies tut, wie wenig er sich an die Erstfassung bindet und wie doch Abschnitte und wie Sprichwörter geprägte Formulierungen festgehalten werden. So besitzen wir hier einen neuen Beleg, daß Gotthelf nicht einfach und durchwegs aus quellender Fülle «hinschmiß» — um seinen Ausdruck zu gebrauchen —, sondern daß er sich gegenüber auch recht kritisch sein konnte. Freilich nicht wie etwa Conrad Ferdinand Meyer oder gar wie Goethe, von dem wir wissen, daß er Manuskripte bis zum neunten Male abschreiben ließ, um sie abermals unbefangen zu prüfen, zu sichten, neu zu fassen.

Wir wüßten für angehende und praktizierende Fürsorger kaum eine Schrift zu nennen, die noch eindrücklicher und tiefer in ihren Beruf einführt, als gerade diese «Gedanken eines Einsamen»; freilich müßte diese Lektüre geschehen unter der Leitung eines überlegenen Lehrers, der im Zeitgebundenen das Bleibende zu erkennen vermöchte, aber besonders die Leidenschaft des Helfenwollens trennen könnte von den Ausfällen gegen Zeitgenossen, von denen der glutvolle Entwurf strotzt.

Eng verbunden mit der «Armennot» ist ein Bericht über die Armenerziehungsanstalt Trachselwald, der zweifellos aus Gotthelfs Feder stammt, obschon er 1845 anonym als Beitrag in einem Buche über «schweizerische Armenschulen» in Trogen erschien. Gotthelf wurde schon frühe als Autor dieses Kapitels erkannt, und jeder Kenner seiner Schreibweise hat dies seither als zweifellos bestätigt.

Aber in denselben Kreis gehören nun die «Gottseligen Gedanken über Armen- und anderes Wesen von Hans Stöffel». Das Manuskript aus dem Jahre nach dem Sonderbundskrieg liegt nun zum ersten Mal gedruckt vor.

Hier beleuchtet der streitbare Pfarrer hinter der Maske von Hans Stöffel die offenbaren Mängel des bernischen Armengesetzes von 1847. Esaus Hände, aber allzudeutlich Jakobs Stimme! Der Aufsatz ist so durchschossen von hahnebüchenen Ausfällen gegen Jakob Stämpfli und seine Partei, daß wir Gotthelfs Freund und Berater Carl Bitzius verstehen, der dem Autor riet, die von gröblichen Beschuldigungen strotzende Anklageschrift gegen die Radikalen — geradeso wie den «Herrn Esau»-Roman — in seiner Schublade zurückzuhalten. Auch noch hundert und mehr Jahre später sind diese «gottseligen Gedanken» höchst unerbaulich. Obschon Gotthelfs Haß die Mängel des Armengesetzes klar herausstellt, ist seine berechtigte Kritik belastet von einem Zerrbild der radikalen Parteihäupter, Beamten, Schulmeister usw., an denen kein guter Faden übrig bleibt. Man vermißt jede Spur von Gerechtigkeit gegenüber den zielstrebigen Männern, die unter zähen und kurzsichtigen Widerständen auf die Schöpfung unseres Bundesstaates hinarbeiteten. Darum gehört dieser stellenweise wilde und wüste Erguß ebenso zum Bilde Gotthelfs selber wie zu dem seiner Gegner. Freilich bleibt er auch im Schimpfen, Grollen, Donnern und in der blinden Einseitigkeit des Hassens der außergewöhnliche Mann. Doch es war ihm gerade in diesem konkreten Falle nicht gegeben, aufbauende Kritik zu leisten. Ein jüngerer Kollege des Pfarrers von Lützelflüh, Carl Schenk, der spätere Bundesrat, hat neun Jahre später in seinem «meisterhaften Armengesetz von 1857» (Richard Feller) das Bessere und in seinen Grundzügen bis heute Dauernde auf diesem Gebiete geschaffen.

Man wird zugeben können, daß der Ton der Gotthelfschen Polemik zur damaligen Art gehört, wenn man überhaupt vernommen werden wollte. Aber seine hemmungslose Wut ist doch auch der Schatten, den der große und einzigartige Mann über Mitlebende hinwirft. Wie hat sich gerade in seinem Sohn die politische Leidenschaft geklärt und veredelt!

Gotthelf folgt auch in den wegen Aufgabe seines Kalenders damals unveröffentlichten «Kuriositäten im Jahre 1844» und im Fragment für das folgende Jahr wacker dem Grundsatz: «Solange einer den Unterschied macht zwischen guten und schlechten Menschen, steht es nicht bös um ihn.» So läßt er auch hier die Sonne scheinen über den «Schwarzen», während Hagel, Blitz und Donner auf die radikalen «Weißen» niederfallen. — Allein trotz der s. v. pharisäischen Unterscheidung der Menschen liest man diese Jahresberichte mit Spannung und immer neuem Entzücken. Sie sind voll Überraschungen, wie sie nur Gotthelf bereitet.

So etwa der schöne Nachruf auf Carl Schnell, das großartige Verständnis für den Ausgang dieses einst gefeierten Burgdorfer-Liberalen; so die Würdigung des verstorbenen Schultheißen Tscharner; dann das abschließende Urteil über den von ihm früher so heftig bekämpften großen Fellenberg von Hofwil. Verständlich ist es, daß er den im gleichen Jahre verstorbenen Maler und Zeichner Disteli ritterlich trotz dessen anderer Parteizugehörigkeit zu schätzen versteht. Aber doppelt freuen wir uns über den freundlichen Nachruf, den er einem radikalen Spaßmacher, dem «General» Buser widmet. Da zeigt der streitbare politisierende Pfarrer und Schriftsteller seine Noblesse.

Allerdings läßt unser Chronist sich kaum eine Gelegenheit entgehen, den ver-

haßten Radikalen eins auszuwischen; sogar über das von der Regierung veranlaßte topographische Werk für den Kanton Bern gießt unser Nonkonformist seine giftige Säure! Anders entzieht er sich dem herrschenden Zeitgeist nicht, wenn er aus eigenem Miterleben das bunte Treiben am eidgenössischen Schützenfest in Basel mit sichtlichem Behagen schildert und dabei der vor vier Jahrhunderten geschlagenen Schlacht bei St. Jakob als guter Schweizer gedenkt.

Mit rührender Anteilnahme begleiten seine Gedanken Bergbauernkinder auf tief verschneitem, langem Schulweg. Er weckt Erbarmen mit den Berglern, die in ihrem Haus unter Lawinen verschüttet werden. Wie er aber als grober Schweizer auch sonst mit Majestäten hemdsärmlig und demokratisch verfährt, so schließt er den traurigen Bericht über Sturm- und Lawinenschäden mit einer Meldung vom englischen Hof: «Jede Post war eine Botin des Unglücks, endlich brachte eine noch gar die Nachricht, die Königin Viktoria wäre beinahe umgefallen — man denke! — doch hätte glücklicherweise zu rechter Zeit jemand sie noch halten können, so daß sie nicht umgefallen, sondern nur fast gar.»

Doch mit Recht stehen die mit derartigen Schalkhaftigkeiten gespickten «Kuriositäten» der Jahre 1844 und 1845 im Bande politischer Schriften, ist es doch die Zeit der Jesuitenberufung durch den Stand Luzern und der Freischarenzüge.

Zunächst lesen wir, die Luzerner hätten den Beschluß über die Berufung von sieben Vätern «klug verschoben». Später kann er sogar schreiben, die Luzerner hätten mit der Berufung einen «groben Irrtum» begangen und wollten jetzt «den Teufel mit Beelzebub austreiben». Allein derartige gelegentliche Urteile, wie auch das scharf antirömische Verdikt über den Schaffhauser Konvertiten Hurter, erscheinen nun als kleine Sticheleien im Vergleich zu den heftigen und Seiten füllenden Ausfällen gegen die Radikalen, die die Innerschweizer zu solchen Abwehrmaßnahmen getrieben hätten. Die Radikalen hätten die deutschen Flüchtlinge, diese «Brandstifter» ins Land gerufen, und eigentlich wäre man den Streit los, meint Gotthelf, wenn die Berner den Professor Snell fahren ließen gegen die sieben Jesuiten in Luzern. «Das geit uf!» Mit ihrem «vaterlandsmörderischen» Rasen gegen jede Form christlichen Glaubens, Stämpflis «Lügen und Lästern», mit der «gottlosen» Schulpolitik, einem «Schulbabi» wie dem Hofwiler-Seminardirektor Grunholzer, hätten diese «Spitzbuben», diese «freischärlerischen Räuber und Banditen» es recht eigentlich verschuldet, daß die Eidgenossenschaft am Rande des Abgrunds stehe und ein Bürgerkrieg fremde Intervention provoziere. Es gibt in diesen Kuriositäten kaum eine Anklage, die nicht auf Stämpfli fällt: Dieser «Lügner», dieser «Spitzbube» hat nicht nur die Jesuitenberufung verschuldet, er hat auch in kurzen Jahren das Staatsvermögen verschleudert, und in wissentlich verlogenem Geschrei, die Aristokraten hätten die bernischen Schatzgelder gestohlen und sich im Dotationshandel unrechtmäßig bereichert, zeige sich nur die Unverschämtheit, durch einen neuen Raubzug auf fremdes Gut die Staatskasse für das radikale Gesindel neu zu füllen.

Wir dürfen nie vergessen, daß beide Seiten einander in solcher Homerischen Weise beschimpften, und die Entscheidung fällt oft schwer, wer zuerst in den Wald gerufen und wer nur das Echo zurückgegeben hat. Spätere Beurteiler haben etwa gesagt, der Ausgang dieser Kämpfe sei besser gewesen, als die Parteien verdient hätten.

Gotthelf hat den großen Erfolg der Radikalen, die Gründung der neuen Eidgenossenschaft kaum jemals positiv gewertet. Er sieht immer deutlicher gerade auch in den «Kuriositäten» die alte christliche Eidgenossenschaft und den ihm am nächsten stehenden Kanton Bern bedroht durch den alles zerstörenden und antichristlichen Zeitgeist des Radikalismus. Diese Blickrichtung gibt seiner Polemik gegen den «Rechtsstaat» und die neue «Rechtsschule», die sogar die Todesstrafe abschaffen will (sein Sohn schrieb eine

Schrift gegen die Todesstrafe!), beißende Schärfe und leidenschaftlichen Elan.

Wie fragwürdig trotz allen Versicherungen, er kämpfe für das Christentum, vielfach sein Eifern ist, so eifert, zürnt, haßt und irrt eben doch ein Großer. Wie wir selbst heute noch erschrecken mögen vor elementaren Ausbrüchen eines gewaltigen Affektes, so sind diese Eruptionen immer wieder Gotthelfisch, und wir müssen sie in ihren letzten und tiefsten Intentionen doch positiv würdigen.

Zunächst freilich sind die politischen und sozialen Schriften dieses Gotthelf-Bandes, die zum größten Teil zum ersten Male, und zwar mustergültig vorgelegt werden, eine Quelle für die damalige Stimmung in Bern und in der Eidgenossenschaft, Dokumente eines entscheidenden Umbruches. Aber sie sind noch mehr.

Wir leiden nicht Mangel an erfolgreichen Männern, namentlich an solchen, die von einer oft unerklärlichen Volksgunst emporgetragen wurden. Aber wir haben nicht zu viele, die lebenslang und immer entschlossener auf sozusagen verlornem Posten aushalten und unverdrossen auf dauernde Werte hinweisen, die bei einer freilich nötigen und unaufhaltsamen äußern Entwicklung vergessen werden. Solche Menschen scheinen mehr und mehr gegen den Strom zu schwimmen, sie scheinen in ihrem Sorgen auch Ordnungen und Zuständen Dauer geben zu wollen, deren Zeit vorüber ist. Ja, sie sind an solchem Mißverständnis nicht unschuldig. Aber sie sind des Gedenkens wert. Denn selbst wenn sie in konkreten Belangen irrten und fehlten, bleiben sie Mahner und Wächter, die zur Besinnung rufen und auf das hinweisen, was Volk und Land erhält. In ihrer Hellsichtigkeit für das eine, was not tut, haben sie sich auch auf anscheinend verlornem Posten immer dessen getröstet, einmal noch verstanden und gehört zu werden, wenn der Kampfeslärm ihrer Tage verhallt und der Staub sich gelegt hat.

Namentlich in der sozialen Frage sah Gotthelf tiefer als viele, die sie bloß auf organisatorische und gesetzgebende Weise lösen wollen. Er wußte freilich, daß jede Zeit ihren Nöten auch gesetzgeberisch begegnen muß. Aber er sah dabei vor allem auf den Menschen selber, der der Erziehung bedarf.

Selbst in Fragen wie den heute wieder zur Diskussion gestellten konfessionellen Artikeln der Bundesverfassung dürfte er angehört werden. Und zwar von allen Seiten. Er weiß, daß mit Zwang und Gleichmacherei nichts Gutes ausgerichtet wird, und er distanziert sich wie von den Radikalen auch deutlich von den Zielen und Methoden der Jesuiten. Allein er weiß auch, daß immer der «Zwang, in welchem alles in einen Tiegel verschmolzen werden sollte, den Widerstand der Individualität hervorrief... und das Recht, sich fortbilden zu können in der von Gott gegebenen Eigentümlichkeit». Tyrannei bleibt für ihn Tyrannei, von welcher Seite sie auch geübt wird. Man wird geradewegs an das leider wieder zurückgenommene Wort Maos erinnert, wenn Gotthelf sagt, «daß friedlich stehen können in einem Garten Rosen und Veilchen, Nelken und Lilien und alle duften und blühen zu des Schöpfers Preis». Aber «die Menschen können nicht friedlich nebeneinander leben, jeder in seiner Glaubensweise, aber alle zu ihres Schöpfers Preis; so daß gerne jeder zu seinem eigenen Götzen wird, zum Tyrann der andern werden möchte». Das weist hin auf die letzte Absicht im Gotthelfschen Nonkonformismus, und davon haben wir gerade auch in der Eidgenossenschaft nie zu viel.

Paul Marti

[1] Jeremias Gotthelf: 15. Ergänzungsband, bearbeitet von Werner Juker. *Politische Schriften*. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich, 1961.

Der russische Religions- und Kulturphilosoph Nicolai Berdjajew bekennt einmal: «Mir ist der Sieg über den Tod stets als das eigentliche fundamentale Problem des Lebens erschienen. Den Tod hielt ich für ein tiefer greifendes Ereignis als die Geburt.» Es liegt auf der Hand, daß, wer nach dem Sinn der menschlichen Existenz fragt, sich immer auch mit dem Phänomen des Todes auseinandersetzen muß. So wurde denn auch in der abendländischen Philosophie das Wesen des Todes, das Problem der Todesfurcht, die Frage der Unsterblichkeit und die Idee der Wiedergeburt immer aufs neue durchdacht. Diese Erörterungen liegen jetzt in einer übersichtlichen Zusammenfassung vor.

Jacques Choron hat sich in seiner Untersuchung — die Originalausgabe erschien 1963 in New York unter dem Titel: «Death and Western Thought» — vor allem zwei Aufgaben gestellt: erstens, umfassend darzustellen, was die großen abendländischen Philosophen über den Tod gedacht haben; zweitens, philosophische Motivforschung zu betreiben, das heißt zu erhellen, in welchem Umfang der Tod als «der eigentliche inspirierende Genius oder der Musaget der Philosophie» (Schopenhauer) bezeichnet werden kann[1].

Choron skizziert einleitend die Todesvorstellungen bei den Primitiven und läßt dann die griechische Philosophie — von den Vorsokratikern über Sokrates, Plato, Aristoteles, Epikur bis zu den Stoikern — zu Worte kommen. Nachdem er kurz die biblische Antwort auf das Problem des Todes streift und noch zwei Vertreter der Renaissance — Michel de Montaigne und Giordano Bruno — ausführlicher darstellt, bringt der Verfasser eingehend die Aspekte des Todesproblems in der neuzeitlichen und in der zeitgenössischen Philosophie zur Sprache. Namen von Rang und Klang begegnen uns da: Descartes, Pascal, Spinoza, Leibniz, Kant, Hegel, Schopenhauer, Nietzsche, bis hin zu den heutigen Existenzphilosophen Jaspers, Heidegger, Sartre und Marcel.

Chorons Untersuchung verdeutlicht die Tatsache, daß es dem Todesphänomen gegenüber keine einhellige und allgemeingültige philosophische Stellungnahme geben kann. Hingegen kristallisieren sich im wesentlichen drei Grundauffassungen heraus: einmal gilt der Tod als ideale Bedingung des Philosophierens (z.B. bei Plato); dann erscheint bei Schopenhauer die schon erwähnte Vorstellung vom Tod als inspirierendem Genius, als Anstoß zum Philosophieren; und schließlich bedeutet, beispielsweise für Martin Heidegger, der Tod ein methodisches Hilfsmittel der Philosophie.

Wer selber ernstlich über den Tod nachzusinnen gewillt ist, ohne sich dabei allein auf die christlichen beziehungsweise kirchlichen Glaubensvorstellungen zu beschränken, wird aus der Lektüre dieses allgemeinverständlich geschriebenen Bandes manchen heilsamen Anstoß, vielleicht gar Trost und Beruhigung empfangen.

*

Die Wissenschaft des 20. Jahrhunderts ist bisher nicht fähig, die ihr zugefallene Verantwortung in klarer Erkenntnis ihrer politischen und gesellschaftlichen Implikationen wahrzunehmen. Nie hat die Welt einer Kritik der theoretischen und der praktischen Vernunft so sehr bedurft wie in der Gegenwart. Der erste Beitrag, den die Philosophie zu leisten hätte, müßte darin bestehen, daß sie uns hilft, die Gründe und Hintergründe dessen, was in der heutigen Welt als «vernünftig» gilt, zu durchschauen und den Spielraum sowie die spezifischen Grenzen der heute möglichen Gestalten der Vernunft zu umreißen.

Von diesen Überlegungen ausgehend, betont der Heidelberger Religionsphilosoph *Georg Picht* die Notwendigkeit einer Geschichte der Vernunft, zu der er im vorliegenden Band, «Der Gott der Philosophen und die Wissenschaft der Neuzeit», drei Aufsätze beisteuert[2]. Sie sind eine gute Widerspiegelung der gegenwärtigen philosophischen Situation und zeichnen sich

besonders aus durch eine klare Fragestellung und durch eine scharfe Pointierung der Gedanken.

Im ersten Essay «Der Gott der Philosophen» erbringt Picht den Nachweis, daß der Vernunftbegriff der europäischen Philosophie auf dem Gottesbegriff der griechischen Philosophen beruht. Es ist nicht leicht, jene Ehe zu lösen, die in zweitausend Jahren christlicher Tradition Philosophie und Theologie miteinander verbunden hat. «Der Gott der Philosophen ist die Wahrheit des Seins in ihrer Einheit und ihrem sich erhaltenden Wesen. Wahrheit des Seins ist Wahrheit des Seins dieser Welt. Der Gott des christlichen Glaubens ist nicht von dieser Welt. Ihn mit der Wahrheit des Seins dieser Welt zu identifizieren, ist in der Tat eine unbewußte Blasphemie, mag diese Blasphemie auch bis zum heutigen Tage die Theologie zusammengehalten haben.» Nietzsches viel mißbrauchter Satz: «Gott ist tot» hat gewiß seine Berechtigung. Aber die Frage, wie Schöpfung, Sein und Wahrheit, wie Wahrheit und Geschichte, Wahrheit und Sein, Wahrheit und Zeit vom Menschen zu begreifen ist, diese Frage ist auch durch Nietzsches Satz nicht aus der Welt geschafft. «Wir müssen lernen, jene Wahrheit zu denken, die sich hinter dem Namen ‹Gott› für uns entzog. Wir müssen lernen, wie Humanität und Vernunft sich aus der Wahrheit des Seins in der Geschichte neu zu begründen und jene Wahrheit neu zu entdecken vermögen.»

Der zweite Aufsatz: «Aufklärung und Offenbarung» — er wurde 1966 als Vortrag gehalten auf Einladung der katholischen und evangelischen Studentengemeinde der Universität Freiburg i. B. — präzisiert die seit Nietzsche manifest gewordene Krise des überlieferten Vernunftbegriffes. Picht versucht, auch die nie zur Ruhe kommende Frage nach den Beziehungen zwischen vernünftigem Denken und Offenbarung zu beantworten: «Der durch das Fortschreiten der Aufklärung unvermeidlich gewordene Übergang von dem Vernunftbegriff der klassischen Metaphysik zu einer Gestalt der Vernunft, die einsieht, daß ihr die Möglichkeit, vernünftig zu sein, nur aus der Zukunft her gegeben ist — dieser Übergang entspricht dem Übergang von einem durch mythische Grundformen bestimmten Denken in ein Denken, das — möglicherweise — seinen Horizont aus der unserem Denken noch unbekannten Wahrheit der christlichen Offenbarung empfängt.»

Ganz besonders bedeutsam und wegweisend scheint mir der dritte Vortrag zu sein über das Thema: «Struktur und Verantwortung der Wissenschaft im 20. Jahrhundert.» Picht ist davon überzeugt, daß der Begriff der Verantwortung neu ausgelegt und umrissen werden muß. Die in überholten Voraussetzungen befangene Diskussion der Nachkriegsjahre hat den individualethischen Begriff der Verantwortung ad absurdum geführt. «Die Entwicklung von Wissenschaft, Politik und Gesellschaft in den vergangenen Jahrzehnten hat auch denen, die es zuvor nicht wahrhaben wollten, demonstriert, daß das Verhalten, das moralische Bewußtsein und die Verantwortungsfähigkeit der Individuen in einem Maße, über das wir uns nur selten Rechenschaft ablegen, durch kollektive Prozesse, durch die ökonomische Entwicklung und durch den Gang der Politik beherrscht werden; der Spielraum individueller Entscheidungen und individueller Verantwortung ist geringer, als die liberale Ideologie, die noch immer unser moralisches Bewußtsein bestimmt, es zugestehen kann. Wenn es nicht erlaubt sein soll, von einer kollektiven Verantwortung zu sprechen, so verliert die Rede von der Verantwortung überhaupt ihren Sinn.»

*

Die ersten drei Bändchen einer neuen Buchreihe bieten einen Strauß anregender und angriffiger Radiovorträge dreier namhafter Autoren dar[3]. Der im Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentags mitverantwortliche *Hans Jürgen Schultz* (geb. 1928) möchte mit seinen elf Ansprachen — der Verfasser nennt sie «Versuche einer Theologie im Alltag» — auf die im allgemeinen viel zu wenig beachtete Tatsache hinweisen, daß unsere

heutige Welt voller Einladungen Gottes ist. Die Theologie, die einst auf Marktplätzen begonnen habe, habe sich allzulange auf Kanzeln und Katheder zurückgezogen; sie müsse nun wieder aus dem Halbdunkel heraus und ans Tageslicht treten. Ob er die bedeutsame Rolle der Laien in der Kirche betont, ob er sehr beherzigenswerte Gedankensplitter über den Protestantismus zum besten gibt oder ob er das Bild hervorragender Christen zeichnet — im «Nachruf für Paul Tillich» und in der «Huldigung für Matthias Claudius» —, immer zielt Schultz aufs Wesentliche, auf die Lebenswirklichkeit. Er regt zum Mitdenken, zum Mitgehen an.

Ingo Hermann (geb. 1932), theologischer Mitarbeiter beim Westdeutschen Rundfunk in Köln, hat seinen Band betitelt: «Endstation Mensch.» Das versteckte Leitmotiv seiner theologisch, ideologiekritisch und pädagogisch orientierten Beiträge ist der Versuch, «die Menschlichkeit des Menschen als das Maß aller theologischen Dinge zu erkennen». So verschieden die 13 Essays in ihrer Thematik sind — z.B. Mohammedanischer Gottesdienst im Kölnerdom; Sentimentalität und Religion; Contergan-geschädigte Kinder und Reizüberflutung — in der Intention sind sie einhellig: es geht dem Autor darum, die Radikalität des christlichen Humanismus so konkret wie möglich herauszuarbeiten.

Das dritte Bändchen trägt die Überschrift: «Kirche unterwegs.» Sein Verfasser ist der Bonner Philosophieprofessor *Heinz Robert Schlette* (geb. 1931). Sein Hauptanliegen besteht darin, die Öffentlichkeit am theologischen Fragen und Denken der Gegenwart teilnehmen zu lassen und die selbstkritische Diskussion über den Glauben und die Kirche zu fördern. Erstaunlich und verheißungsvoll ist die Weite, mit welcher der Katholik Schlette zum Phänomen des Religiösen sich äußert. So faßt er z.B. seinen Vortrag über den Anspruch der Weltreligionen zusammen in folgenden Sätzen: «Wir müssen Respekt haben vor allen, die ihren Weg gehen; wir müssen anerkennen, daß der Mensch unter dem Anspruch eines Geheimnisses steht, das sich nicht allen auf die gleiche Weise mitteilt; und endlich dürfen wir, wenn wir Christen sind, glauben, daß in der Einheit der Geschichte alle Wege einen Sinn besitzen, der im Heilsplan Gottes verborgen, aber nicht vergessen ist. Nicht alles ist gleich wahr und gleich gut; aber das Neue Testament warnt uns davor, zu richten. Denn was sich am Ende offenbaren wird, weiß nur Gott, und nur Er wird am Ende nicht überrascht sein.»

Die neue Buchreihe, die zum besseren Verständnis der christlichen Botschaft beitragen will und zugleich mithilft, die beiden Konfessionen einander näher zu bringen, hat sich mit dem vorliegenden Trio sehr gut eingeführt.

Hans Beck

[1] J. Choron, Der Tod im abendländischen Denken, Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1967. [2] «Der Gott der Philosophen und die Wissenschaft der Neuzeit», erschienen in der Reihe «Versuche», Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1966. [3] «Theologia publica», Walter-Verlag, Olten und Freiburg i. B. 1966.